



Franz Hundsnurscher

---

LIT

# Der Gebrauch der Sprache

Festschrift für Franz Hundsnurscher  
zum 60. Geburtstag

Herausgegeben von  
Götz Hindelang, Eckard Rolf  
und Werner Zillig

Sonderdruck

Wörter für den Satz

Alte und neue Formen der Wortgrammatik

Heinrich Weber

---

LIT

Münster 1995

## Alte und neue Formen der Wortgrammatik

Heinrich Weber

## 1 Einleitung

Die folgenden Überlegungen befassen sich mit der Frage, wie das Wort als grammatische Einheit, d.h. als Teil des Satzes, am besten zu beschreiben ist. Diese Frage hat sich mir zum ersten Mal vor fünfundzwanzig Jahren gestellt, als wir in Tübingen den Einführungskurs "Linguistik I" neu konzipiert und als Autorengruppe das zugehörige Lehrbuch zum Wintersemester 1970/71 publiziert haben (Linguistik I 1970). Mir war damals die Aufgabe zugefallen, die "Einführung in die Morphematik" zu bearbeiten. An der Organisation und Motivation unserer Gruppe hatte Franz Hundsnurscher maßgeblichen Anteil (vgl. auch Hindelang/Zillig, eds., 1976: 86-95). Sein 60. Geburtstag ist somit ein guter Anlaß, das Thema "Wort", das mich seit damals begleitet hat (Weber 1973, Weber 1989, Weber 1990 u.a.), unter einem anderen Aspekt wieder aufzugreifen.

Die Perspektive von 1970 war die eines Neuanfangs, bei dem die moderne Linguistik in der Germanistik etabliert werden sollte. Für die Morphematik bezog ich mich auf E. Nidas "Morphology" (Nida 1949), wo konsequent die Methodologie der Bloomfield-Schule angewandt wurde. Ich wollte damals "nicht ungeprüft die Urteile und Vorurteile der Tradition" übernehmen, sondern "durch Beobachtung der Fakten selbst" und "durch Aufstellen von Hypothesen [...] neue Erkenntnisse [...] gewinnen." (Linguistik I 1970: 70) Die Perspektive, die ich hier einnehmen will, besteht dagegen in einem wissenschaftsgeschichtlich prüfenden Blick auf die Urteile und Vorurteile der Tradition, der den damaligen Ansatz relativiert. Er soll deutlich machen, daß die Theorie der Wortgrammatik schon früh einen gewissen Höhepunkt und Abschluß erreicht hat und daß die Versuche, diese Theorie durch eine ganz andere abzulösen, immer noch nicht zu einem dauerhaften Erfolg geführt haben.

Bevor auch Satz und Text ins unmittelbare Blickfeld der linguistischen Forschung traten, war das Wort im allgemeinen Bewußtsein so sehr die sprachliche Grundeinheit, daß es mit der Sprache gleichgesetzt werden konnte (vgl. Gauger 1970: 147). Zuerst sah man, daß die Wörter die Welt abbilden, und zwar intuitiv seit dem Aufkommen der logographischen Schriften (vgl. Haarmann 1990: 37) und reflexiv seit der aristotelischen Begriffslehre (vgl. Weber 1989); erst danach wurde man sich der Lautstruktur bewußt, intuitiv in den phönizischen Alphabetschriften (vgl. Haarmann 1990: 147), reflexiv in den verschiedenen Lautlehren seit der "Poetik" des Aristoteles (vgl. Poet. 20: 1456b). Der pragmatische Aspekt des Wortes,

nämlich daß man mit Wörtern etwas tun kann, wurde zum ersten Mal von Platon im "Kratylos" angesprochen, als er die Wörter in Analogie zu Bohrem und Weberladen als Werkzeuge der Erkenntnis bestimmte (Platon, ed. Otto u.a., II, 1957: 130, 388a-c; vgl. auch Weber 1990). Erst deutlich später bildete sich dagegen die Erkenntnis aus, daß die Wörter nicht nur Lautcharakter und lexikalische Bedeutung haben, sondern auch für die verschiedensten Verwendungen im Satz eingerichtet werden müssen.

In welchem Bezugsrahmen dieser grammatische Aspekt des Wortes beschrieben wird, soll aufgezeigt werden anhand (1) der "Téchne grammatiké" des Dionysios Thrax (um 100 v. Chr.), (2) der "Ars minor" des Donat (4. Jh.), (3) der "Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubtsprache" von J. G. Schottel (1653), (4) der Abhandlung "Über die Sprache und Weisheit der Indier" von F. Schlegel (1808), (5) der Abhandlung "Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache" von F. Bopp (1816) und (6) der Item-and-Arrangement-Grammatik des amerikanischen Deskriptivismus. Dabei wird ein wissenschaftsgeschichtlicher Prozeß vorgestellt, der vom Ganzen zu den Teilen und vom Inhalt zur materiellen Form führt, an seinem im Deskriptivismus erreichten Ziel aber seine Richtung umkehrt, weil sich das Ziel als unangemessen erweist.

## 2 Wortarten: Wesen und Akzidentien

Die älteste überlieferte Grammatik in Europa, die vermutlich um 100 v. Chr. entstandene "Téchne grammatiké" des Dionysios Thrax, enthält neben der Lautlehre vor allem eine auf Vorarbeiten der Stoiker und der alexandrinischen Philologen beruhende Wortartenlehre, die wie folgt eröffnet wird:

Das Wort ist der kleinste Teil des zusammengefügteten Satzes. Der Satz ist eine Wortverbindung, die einen in sich abgeschlossenen Gedanken mitteilt. – Es gibt acht Redeteile: Nomen, Verb, Partizip, Artikel, Pronomen, Präposition, Adverb, Konjunktion. (Dionysios, ed. Uhlig 1883, § 11: 22-23, übers. Kürschner)

Inhaltlich verdeutlicht dieser Anfang die eigentlich grammatische Fragestellung: Das Wort (*léxis*) wird weder als Laut noch als Zeichen, sondern in bezug auf den Satz (bzw. die Rede: *lógos*) betrachtet, der hier als Ganzes auf das Denken bezogen wird. Die vieldiskutierte Liste der Wortarten zeigt, daß wir immer noch die damals begründete Tradition fortsetzen (vgl. z.B. Robins 1966). In theoretischer Hinsicht ist das Verfahren der Definition und Klassifikation charakteristisch für die antike Wissenschaft.

Bei der Behandlung der einzelnen Wortarten tritt zur Definition ein weiterer Aspekt hinzu, wie z.B. bei der Beschreibung des Nomens zu erkennen ist:

Das Nomen ist ein kasushaltiger Redeteil, der einen Körper oder eine Sache bezeichnet, einen Körper wie zum Beispiel *lithos* ('Stein'), eine Sache wie z.B. *paideia* ('Erziehung'). [...] – Das Nomen hat fünf Akzidentien: Genera, Arten, Figuren, Numeri, Kasus (Dionysios 1883, §18: 24).

Die Definition folgt der klassischen Form: die nächsthöhere Gattung ("Redeteil") wird durch die artbildenden Differenzen "kasushaltig" und "bezeichnet einen Körper oder eine Sache" eingeschränkt auf die zu definierende Art. Die Definition wird ergänzt durch eine Liste von "Akzidentien". Drei davon sind vertraut, nämlich Genus, Numerus und Kasus. Die beiden anderen, Art und Figur, betreffen die Wortbildung. Dionysios unterscheidet einerseits zwischen primären und abgeleiteten Wörtern (Arten), andererseits zwischen einfachen, zusammengesetzten und aus abgeleiteten zusammengesetzten Wörtern (Figuren). Auf den zitierten Abschnitt folgen die Beschreibung der Akzidentien im einzelnen sowie eine sehr heterogene Liste von vierundzwanzig Unterarten des Nomens, in der z.B. "Eigenname", "Adjektiv", "Indefinitum", "Numerale" oder "Stoffname" aufgeführt werden. Bemerkenswert ist auch, was fehlt: Es gibt keine Listen der Flexionsformen für die einzelnen Deklinationsklassen der Nomina (immerhin gibt es sie beim Artikel und beim Personalpronomen). Das Schema "Definition und Akzidentien", das auf Aristoteles zurückgeht, gilt für alle flektierten Wortarten; bei den unflektierten Wortarten Präposition, Konjunktion und Adverb beschränkt sich Dionysios dagegen auf die Angabe von Subklassen.

Aristoteles hat in der "Topik" eine Theorie des Schließens aus wahrscheinlichen Sätzen entwickelt, die mit den "Prädikabilien" (den verschiedenen Typen von Prädikaten) "Art", "Gattung", "Differenz", "Proprium" und "Akzidenz" arbeitet. Diese Theorie klärt, wie man korrekt auf die Frage "Was ist das?", d.h. auf die Frage nach dem Wesen, antwortet: mit Angabe der Art, zu der ein Individuum gehört (*Sokrates ist ein Mensch*), und mit Angabe der Definition aus der nächsthöheren Gattung und der spezifischen Differenz (*Ein Mensch ist ein vernünftiges Lebewesen*). Die Definition erfordert so die Zerlegung eines Begriffs in seine Merkmale und ermöglicht es damit, Unterschiede und Zusammenhänge zwischen Begriffen explizit zu machen. Als irrelevant für die Frage nach dem Wesen werden Proprium und Akzidenz ausgeklammert. Unter Akzidenz versteht Aristoteles zweierlei:

(1) Akzidenz heißt das, das an etwas vorhanden ist und der Wahrheit gemäß von ihm ausgesagt werden kann, jedoch nicht mit Notwendigkeit und nicht in der Regel.

(2) In einer anderen Bedeutung aber nennt man Akzidenz das, was sich an jedem einzelnen an sich findet, ohne aber in seinem Wesen enthalten zu sein, so etwa am Dreieck die Winkelsumme von zwei Rechten. (Met. V,30: 1025a 30-33 und 13-15, übers. Schwarz 1970: 153-154)

Akzidentiiell in ersten Sinne wären z.B. Prädikate wie *sitz* oder *ist krank* in *Sokrates sitzt*, *Sokrates ist krank*. Das Akzidenz im zweiten Sinne fällt offenbar mit dem Proprium zusammen, das von Aristoteles als allgemeines, aber nicht definitionsrelevantes Merkmal einer Art (z.B. *kann lachen* in *bezug auf den Menschen*) aufgefaßt wird.

In grammatischer Hinsicht arbeitet Aristoteles noch nicht mit dem Begriff "Akzidenz". Er kennt nur den Begriff "Kasus", den er in der Poetik so erklärt:

Ein Kasus findet sich beim Nomen oder beim Verb. Er bezeichnet entweder Beziehungen wie "dieses" oder "diesem" usw. oder die Einheit oder Vielheit wie "Menschen" oder "Mensch", oder Ausdrucksweisen wie Frage oder Gebot; denn Ausdrücke wie "Ging er?" (*ebádisen?*) oder "Geh!" (*bádisze*) sind Kasus eines Verbs nach den zuletzt genannten Kategorien. (Poet. 20, übers. Fuhrmann 1982: 65)

Das Zitat zeigt, daß hier "Kasus" noch undifferenziert für alle Varianten eines Substantivs oder Verbs gebraucht wird, eine genaue grammatische Analyse des Wortes also noch nicht erreicht ist.

Erst die Anwendung der Unterscheidung von Definition und Akzidentien lieferte in nach-aristotelischer Zeit den Schlüssel zur Grammatik. Allerdings verwendet Dionysios für das Akzidenz einen anderen Terminus als Aristoteles (*parhēpómēna* 'Begleitendes' statt *symbebekóta*) (vgl. Borsche 1990: 26). Die Unterscheidung ermöglichte einerseits, in der Definition etwas festzuhalten, was trotz aller Varianten der Verwendung konstant blieb, nämlich die Deklinationsfähigkeit ("kasushaltig") und einen bestimmter Bedeutungstyp ("bezeichnet Körper oder Sache"), aber andererseits auch, die chaotisch erscheinende Formenvielfalt in bestimmte Typen zusätzlicher Merkmale zu ordnen. Dabei konnte man die Gattungen der Akzidentien – so weit sie nicht wie die "Kasus" zur Definition gehören – als Akzidentien im zweiten Sinne (oder als Proprien) auffassen, insofern sie nicht zum Wesen gehören, aber trotzdem immer vorhanden sind (jedes Nomen weist einen bestimmten Numerus auf, ist primär oder abgeleitet usw.), die Arten der Akzidentien aber als Akzidentien

im ersten Sinne, insofern als z.B. der Plural, der Dativ, das Femininum, die Ableitung oder die Zusammensetzung vorliegen kann oder auch nicht, ohne daß die Wortartzugehörigkeit berührt würde.

Das Wesen- und Akzidenz-Schema führte bei Dionysios noch nicht zu einer perfekten Beschreibung. Die "Differenzen", mittels derer die Wortarten definiert werden, sind uneinheitlich teils morphologischer, teils semantischer und teils syntaktischer Natur (Mischklassifikation). Zwischen Flexion und Wortbildung wird nicht unterschieden. Es gibt keine klare Abgrenzung von Akzidentien und Subklassen. Insgesamt überwiegt in der Beschreibung der semantische Aspekt; die Identifikation der Formen kommt entschieden zu kurz. Auch wenn Bezug auf Formen genommen wird, werden nicht bestimmte Segmente der Lautfolge auf bestimmte Akzidentien bezogen; allenfalls werden Laute angegeben, nach denen man Akzidentien identifizieren kann (z.B. "Die zweite Konjugation [für Dionysios ein Akzidenz] geht aus auf 'g' oder 'k' oder 'ch' oder 'kt'" - Dionysios 1883: 55). Trotz dieser und anderer Unvollkommenheiten, die zum Teil bis heute nicht überwunden sind, hat das Wesen- und Akzidenz-Schema für die nächsten zwei Jahrtausende die Form der Wortgrammatik bestimmt.

### 3 Wort und Paradigma

Die einflußreichste lateinische Grammatik, die um 350 entstandene und bis in die Neuzeit verwendete "Ars minor" des Aelius Donatus, übernimmt die gesamte Systematik der griechischen Grammatik. Allein die Beschreibung des Nomens zeigt, wie ähnlich Dionysios und Donat sind:

Was ist ein Nomen? Eine Wortart mit Kasus, die einen Gegenstand oder einen Sachverhalt speziell oder allgemein bezeichnet. Wieviele Akzidentien hat das Nomen? Sechs. Welche? Beschaffenheit, Vergleich, Genus, Numerus, Gestalt und Kasus. (Donat, ed. Holtz 1981: 585, übers. Weber)

Die Definition des Nomens weist kaum mehr als redaktionelle Änderungen auf. Bei den Akzidentien hat Donat die "Art" aufgegeben und den Vergleich (*comparatio*) und -weniger sinnvoll - die Beschaffenheit (*nomen proprium* vs. *appellativum*) neu eingeführt. In zweifacher Hinsicht führt Donat aber über Dionysios hinaus: Er berücksichtigt stärker die Formen und verbessert die Systematik der Darstellung.

Die Beschreibung der materiellen Form der Wörter nimmt mehr als ein Drittel der "Ars minor" ein. Sie wird mittels Listen von Flexionsformen vorgenommen, z.B.:

Magister [Lchrer] ist ein Gattungsname im Maskulinum Singular, der eine einfache Gestalt besitzt und im Nominativ oder Vokativ steht. Er wird so dekliniert: Im Nominativ *hic magister*, im Genitiv *huius magistris*, im Dativ *hic magistro*, im Akkusativ *hunc magistrum*, im Ablativ *ab hoc magistro*, und im Plural im Nominativ *hic magistris*, im Genitiv *horum magistrorum*, im Dativ *his magistris*, im Akkusativ *hos magistris*, im Vokativ *o magistris*, im Ablativ *ab his magistris*. (Donat 1981: 586, übers. Weber)

Flektiere das aktive Verb! *Lego* [ich lese] ist ein aktives Verb, das den Modus Indikativ, das Tempus Präsens, den Numerus Singular, die einfache Gestalt, die erste Person und die kurze dritte Konjugation aufweist. Es wird so flektiert: - *Lego, legis, legit*, und im Plural *legimus, legitis, legunt*, im gleichen Modus im Imperfekt: *legebam, legebas, legebat*, und im Plural *legebamus, legebatis, legebati*, im gleichen Modus im Perfekt: *legi, legisi, legisti*, und im Plural *legimus, legisisti, legerunt* oder *legerunt* [...] (Donat 1981: 594, übers. Weber)

In diesen Flexionsmustern oder Paradigmen werden die akzidentiellen Merkmale der Wörter explizit mit bestimmten Lautformen in Beziehung gesetzt. Die Beziehung besteht aber zwischen dem Wort mit seinem ganzen Merkmalbündel und der ungeteilten Lautform. Es gibt keine Segmentierung, bei der ein bestimmtes Lautsegment einem bestimmten Merkmal zugeordnet wird. Hinweise auf bestimmte Lautsegmente dienen wie bei Dionysios nur dazu, Wortformen als ganze zu identifizieren, z.B.:

Welches sind die Passive? Die, die auf *r* enden und sich durch dessen Tilgung in Aktive zurückverwandeln, z.B. *legor, lego*. (Donat 1981: 592, übers. Weber)

In den Paradigmen präsentiert sich eine erstaunliche Klassifikationsleistung. Allein für das Verb *lego* kann man (einschließlich der Deklinationsparadigmen für die Partizipien) etwa 360 Formen unterscheiden, davon 310 bedeutungsverschiedene. Etwa 150 Formen sind synthetisch mit unterschiedlichen Endungen gebildet. Die Ordnung in den Wortformen, die die antike Grammatik entdeckt hat, kann neben andere große Klassifikationen, z.B. Carl von Linnés "Systema naturae" (1.A. 1735), gestellt werden. Was bei der Klassifikation der Sprechakte heute erst begonnen worden ist (vgl. Kohl/Kranz 1992), lag für die Wortformen am Ende der Antike bereits vollendet vor.

Donat perfektionierte den in der Antike weit verbreiteten Typus des systematischen Lehrbuchs, das in pyramidenförmigem, d.h. streng hierarchischem Aufbau zuerst die Definition des Ganzen (z.B. "Wortart") bot, dann die Einteilung in Arten oder Akzidentien (z.B. "Nomen, Pronomen, Verb" usw.) anschoß und in einem dritten Schritt diese Arten selbst wieder definierte (z.B. "Ein Nomen ist eine Wortart

mit Kasus [...]". An die Definition auf dritter Ebene konnte sich wieder eine Einteilung anschließen (z.B. "Das Nomen hat sechs Akzidentien") usw., bis die Basis der Pyramide, d.h. die Ebene der speziellsten Arten oder Akzidentien, erreicht war. Das Lehrbuch diente dazu, erlangtes Wissen zu kodifizieren und zu systematisieren, um es dem Unterricht in gut handhabbarer Form zur Verfügung zu stellen. Ihre formale Perfektion machte die "Ars minor" zu einem klassischen Werk (vgl. Holtz 1981: 49ff.).

Dem Wesen-und-Akzidenz-Modell, das die Inhaltsseite der Wortformen analysiert, entspricht auf der Ausdrucksseite ein Modell, das als Wort-und-Paradigma-Grammatik (WP) bezeichnet worden ist (Robins 1959, Matthews 1974). R. H. Robins hebt die Übereinstimmung dieses Modells mit dem Sprachgefühl hervor (1959: 118) und betont, daß das Wort als Grundeinheit zugleich für Morphologie und Syntax dienen kann (1959: 127). P.H. Matthews charakterisiert es wie folgt:

The Word and Paradigm answer is that the so-called 'morphemes' are not sequentially organised but are properties of each word as a whole. Hence the contrasts too are drawn within the word-form as a whole. (Matthews 1974: 144)

#### 4 Stammwort und Endung

Die Kombination von Wesen-und-Akzidenz- und Wort-und-Paradigma-Modell beherrschte die Grammatiktheorie bis in die Neuzeit. Zwar suchte die scholastische theoretische Grammatik um 1300 die Unterscheidungen Donats ontologisch zu begründen (vgl. Thomas von Erfurt, ed. Bursill-Hall 1972), und die im 15. und 16. Jh. entstehende Grammatik der Volkssprachen wandte sie auf neue Gegenstände an (vgl. Weber 1987); das zugrundeliegende System blieb dabei aber unangetastet. So weit ich sehe, hat erst Justus Georg Schottel in seiner "Ausführliche[n] Arbeit Von der Teutschen Haubtsprache" (1663) eine wesentliche Modifikation vorgenommen.

Schottels Interesse gilt dem, was dem Deutschen eigentümlich ist. Er will "das uhralte / thaurhafte / ansehnliche Gebeu der Teutschen Sprache gar nicht auf einen ausländischen bodemlosen sandigen Stand / sondern auf einen festen / richtigen / Teutschen Grund" setzen (Schottel 1663: 7). Diesen Grund findet er im Stammwortschatz und in den Wortbildungsverfahren:

Welche sprache (1.) eben die Stammwörter / (2.) eben die Hauptendungen der abgeleiteten (3.) eben die doppelungsarten hat / helt und verwahret / welche vormalis in der alten Teutschen Sprache bekant / üb- und bräulich gewesen / dieselbige Sprache ist und bleibet ja eben eine mit voriger alten. Denn ein mehrers oder weniger ist in keinen Wörtern / (die Wörter aber machen ja die sprache) als die Wurtzel / Ableitung und das Doppeln. (Schottel 1663: 42)

Die Ausdrücke *Stammwort* und *Stamm* (in sprachwissenschaftlicher Bedeutung) sind bei Schottel zuerst belegt (Grimm/Grimm 1984, 17: 643 und 673). Dies ist ein Indiz dafür, daß die Idee, Stammwörter zu isolieren und zwischen Stamm und Endung zu unterscheiden, von Schottel stammt (vgl. auch Haafengier 1993).

In der "fünfte[n] Lobrede von der Uralten Haubtsprache der Teutschen" behandelt Schottel die "Ableitung der Wörter". Er beklagt, daß bisher niemand sagen könne, "woher recht der Laut / die Form und Endung den Wörtern entstehe" (Schottel 1663: 67), und vergleicht die Sprache mit einem Organismus: Die Stammwörter als die Wurzeln ziehen ihr Mark aus der Vernunft; aus ihnen wächst der Stamm, aus dem "ihre Zweige und Reiserlein in unaussäglicher Menge / in steter Gewisheit / wundersamer Mannigfaltigkeit und ansehnlicher Pracht heraus wachsen" (Schottel 1663: 68). Die Zweige sind als die "Nebenspröslein" zu interpretieren, die den akzidentiellen (zufälligen) Endungen und den "Hauptendungen der abgeleiteten" Wörter (Schottel 1663: 69) entsprechen. Erstere werden so vorgestellt:

Solche Neben=Spröslein oder Neben=wörter sind [...] in Teutscher Sprache die zufälligen Endungen / als: e/ em/ en/ es/ et/ er/ est/ ete/ etes/ etet/ ere/ erer/ erest/ erster/ erstem/ ester/ estem/ estes/ estem/ esten/ [...]. Und ist dieses ein sonderlich wollautendes / kurztes und kunstreiches/ daß durch diese artige Silblein und *litteras accidentales*, so durchgehends gleich und einley / alle Teutsche *verba, participia* und *Nomina* so artig und gewisester massen *conjugiret, variirt, comparirt, declinirt &c.* und viel hundert tausendmal die Bedeutungen der Wörter geendert / und allemahl die Stammwörter oder *littere radicales* bleiben / und diese Silblein / oder *littere accidentales* nur hinzusetzet werden. (Schottel 1663: 68)

Schottel trennt also die Endungen von den Stammwörtern und listet sie getrennt auf. Zugleich identifiziert er die Endungen mit den Akzidentien, wie sich an den Formulierungen "zufällige Endungen" und "litteras accidentales" zeigt. Außerdem unterscheidet er zwischen den Bedeutungsänderungen, die von den Endungen verursacht werden, und der Konstanz der "Stammwörter" oder "littere radicales". Er nimmt so eine Segmentierung vor, die vorher nicht gemacht wurde, und veranschaulicht diese Neuerung am Beispiel des Stammworts *Reich*:

zum *exempel* will ich Reich (welches dreierley bedeut / *Dives, regnum, porrige*) anhero setzen / die Mannigfaltigkeit der Enderungen in *significationibus ob adpositas literulas illas accidentales* in etwas anzudeuten [die lat. Bedeutungsangaben sind weggelassen; statt Zeilenwechsel steht Komma]:

Reich, ich Reich e, im Reich e, die Reich e, Reich en, Reich em,  
Reich es, Reich er, Reich est, Reich et, Reich erster, Reich erste,  
Reich erstes, Reich erstem, Reich ersten, Reich ete, Reich eten, Reich  
etet, Reich ere, Reich erer, Reich eren, Reich erem, Reich ernd,  
Reich ender, Reich ende, Reich endes, Reich endem, Reich enden  
(Schottel 1663: 68-69)

Das Wesen- und Akzidenz-Modell bleibt bei Schottel erhalten; das Wort- und Paradigma-Modell wird dagegen ergänzt durch das Stammwort- und Endungs-Modell.

## 5 "Sprachen durch Flexion" und "Sprachen durch Affixa"

Die Sprachwissenschaft des 19. Jh. brach mit der Tradition und machte einen so radikalen Neuanfang, daß dieser mit dem Anfang der Sprachwissenschaft überhaupt gleichgesetzt werden konnte. Zu den wichtigsten Anregern des Neuanfangs gehörte Friedrich Schlegel mit seinem Büchlein "Über die Sprache und Weisheit der Indier" (1808), das nicht nur die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft auf den Weg brachte, sondern auch die Sprachtypologie, die eigentlich eine Typologie der Wortstruktur ist. Schlegel überwand die in der Tradition angenommene Universalgrammatik mit der These, daß "zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem inneren Bau" (1808: 153, Kapitelüberschrift) zu unterscheiden seien:

Entweder werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnisbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. (Schlegel 1808/1975: 153)

In den "Nebenbestimmungen der Bedeutung" ist noch ein Nachklang des alten Akzidenzmodells zu sehen. Die Flexion wird sehr eng definiert als "innre Veränderung des Wurzellauts", wie sie im Deutschen beispielsweise im Ablaut der starken Verben (z.B. *geb- vs. gab*) vorliegt. Zur ersten Hauptgattung zählt Schlegel das Sanskrit und die mit ihm verwandten indoeuropäischen Sprachen. Strukturell einfachstes Muster des zweiten Typs ist für Schlegel das Chinesische, das anstelle der Flexion "eigne schon für sich bedeutende Wörter" hat. Dazu gehörten aber auch die amerikanischen und andere Sprachen, die "ihre Grammatik durch Affixa"

bildeten und "sehr reich an Pronominalbeziehungen durch Suffixa" seien, ja sogar Sprachen mit einem "Schein von Flexion", wie die arabische, "wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zusammenschmelzen". (Schlegel 1808/1975: 153-155)

Für die Sprachen des ersten Typs wird das Wesen- und Akzidenz-Modell ins Organische umgedeutet, eine Umdeutung, die in Schottels Baumvergleich schon einen Vorläufer hatte:

In der indischen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel wahrhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnisbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet werden, so ist der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbestimmbare sich ausbreiten, und ist oftmals in der Tat bewundernswürdig reich. [...] Daher der Reichtum einestheils und dann die Bestandtheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, daß sie organisch entstanden sein, und ein organisches Gewebe bilden [...]. (Schlegel 1808/1975: 157-159)

Für die Sprachen des zweiten Typs werden dagegen das Wesen- und Akzidenz- und das Wort- und Paradigma-Modell vollständig aufgegeben und ersetzt durch ein Modell, das die beliebige mechanische Kombination bedeutungstragender Einheiten zu komplexeren Einheiten zuläßt:

In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixa haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht auseinandertreiben oder zusammenführen kann; der Zusammenhang eigentlich kein anderer, als ein bloß mechanischer durch äußere Anfügung. Es fehlt diesen Sprachen im ersten Ursprunge an einem Keim lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künstlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch so sehr gesteigert, so wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. (Schlegel 1808/1975: 159)

Schlegels Ausführungen haben einen für die Theorie der Wortgrammatik relevanten Kern, der in der Sprachtypologie weiterentwickelt worden ist (vgl. Coseriu 1972): Modelle der Wortstruktur sind nicht auf alle Sprachen mit gleicher Angemessenheit anwendbar, sondern müssen mit der Verschiedenheit und Eigentümlichkeit der Einzelsprachen rechnen. Mit anderen Worten: Das Wesen- und Akzidenz- und das Wort- und Paradigma-Modell könnten ein Modell für die klassischen Sprachen sein, aber z.B. nicht mehr für das Englische oder Chinesische.

Sie haben aber auch einen höchst gefährlichen spekulativen Aspekt, indem sie - durch die Zuordnung der Sprachursprungstheorie Herders und derjenigen Condillacs

(vgl. Herder 1772/1960: 10 und 23ff.) zu den beiden Sprachtypen – einen höheren Ursprung für die indoeuropäischen als für die anderen Sprachen postulieren und damit einen Baustein für die Ideologie der kulturellen Überlegenheit der Europäer liefern. Schlegel (1808/1975: 167) hält es für einen Irrtum, "daß Sprache und Geistesentwicklung überall auf die gleiche Weise angefangen habe". Die europäische Sprache sei "mit Gewißheit" "nicht aus einem bloß physischen Geschrei und allerlei schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Sprachversuchen entstanden, wo dann allmählich etwas Vernunft und Vernunftform ausgebildet worden wäre", "der Zustand des Menschen [habe] nicht überall mit tierischer Dumpfheit angefangen", sondern es habe hier "gleich von Anfang an die klarste und innigste Besonnenheit stattgefunden":

[...] das Werk und Erzeugnis einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandteilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen Grundriß des Bewußtseins nicht-bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt. (Schlegel 1808/1975: 169)

Dem unterschiedlichen Ursprung der beiden Sprachtypen entspricht auch eine verschiedene Geschichte, nämlich auf der einen Seite die Entwicklung, auf der anderen Seite der Sprachverfall:

Die Sprache durch Affixa ist im Anfang ganz kunstlos, wird aber immer künstlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunst der Struktur, durch den Hang sichs zu erleichtern, allmählich mehr und mehr verloren, wie wir es sehen, wenn wir manche deutsche, romanische und jetzige indische Mundarten mit der ältern Form, aus der sie abstammen, vergleichen. (Schlegel 1808/1975: 163)

## 6 Sprachwandel und Flexion

Schlegels These von der ursprünglichen Vollkommenheit und Überlegenheit der Sprachen durch Flexion und ihrem allmählichen Verfall mag zwar die Ideologie des 19. Jh. beeinflussen haben; von der beginnenden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft ist sie jedoch bald schon widerlegt worden. In der Abhandlung "Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache" (1816), die als der wissenschaftliche Nachweis der indoeur. Sprachverwandtschaft gilt, akzeptiert F. Bopp zwar noch Schlegels Auffassung der Flexion als ursprüngliche organische Modifikation der Wurzel, ergänzt sie aber durch ein neues Erklärungsmuster, das geeignet war, sie ganz zu ersetzen:

Der Zweck dieses Versuchs ist, zu zeigen, wie in der Conjugation der altindischen Zeitwörter die Verhältnißbestimmungen durch entsprechende Modifikationen der Wurzel ausgedrückt werden, wie aber zuweilen das verbum abstractum [sein] mit der Stammsylbe zu einem Worte verschmolzen wird [...]; zu zeigen, wie dasselbe in der griechischen Sprache der Fall sey, wie im Lateinischen das System der Verbindung der Wurzel mit einem Hilfszeitworte herrschend geworden, und wie nur dadurch die scheinbare Verschiedenheit der lateinischen Conjugation von der des Sanskrit und des Griechischen entstanden sey [...] (Bopp 1816: 9)

Bopps Erklärung der Konjugation wurde angeregt durch die Theorie des Verbs in der Grammatik von Port Royal: Während die Nomina die Gegenstände des Denkens bezeichnen, charakterisiere das Verb die Form des Denkens im Urteil. Es sei im Indikativ Zeichen der Behauptung, in anderen Modi aber auch Zeichen des Wunschs, Bittens, Befehls usw. Als Kopula, d.h. als Zeichen der Verbindung der Termini im Urteil, brauche man eigentlich nur das Verb *sein*. Zur Abkürzung ihrer Rede hätten die Menschen diesem Verb aber nicht nur die Bedeutung eines Prädikats hinzugefügt (z.B. *ist + lebendig > lebt*), sondern auch das Subjekt (z.B. lat. *vedeo 'ich sitze'*) und die Beziehung zur Zeit (vgl. Arnauld/Lancelot 1676: 94-103). Bopp interpretiert diese logisch-semantische Analyse nun materiell. Er sucht das Verb *sein* und andere Hilfsverben sowie Subjekt-Personalpronomina in den Verbformen selbst aufzufinden und hat damit Erfolg (mindestens im Prinzip; viele Details sind umstritten geblieben).

So führt er z.B. altind. *ashrauschit* (3. Ps. des 2. Prät.) auf die Kombination des Augments *a*, der abgewandelten Wurzel *schru* 'hören' und der lautlich angepaßten Form *ásit* (Prät. von 'sein') zurück (vgl. Bopp 1816: 17-20). Im Lateinischen erklärt er das *-b-* in der Präteritum- und Futur-Endung (z.B. *amabam, amabo* 'ich liebte, werde lieben') aus der altind. Wurzel *bhu* 'sein' (Bopp 1816: 97). Besonders anschaulich erklärt er das Präteritum der gotischen schwachen Verben (und damit auch das entsprechende *-t*-Affix im Deutschen):

*Sokidedur*, 'sie suchten', *sokidedi*, 'er würde' oder 'möchte suchen', halte ich für die Verbindung der Wurzel *Sok* mit dem Präteritum des Hilfszeitworts *ihun*, ohngefähr wie, wenn man im Deutschen sagte: *suchtet/hatten, suchet/hätte*. (Bopp 1816: 151)

Auch auf die Veränderungen des Wortstamms, aus denen Schlegel die Überlegenheit der indoeur. Sprachen erschlossen hatte, kann Bopps Erklärungsmuster mit Erfolg angewandt werden; man denke nur an die deutschen Umlaute, in denen *i* oder *j* aus z.T. längst verschwundenen Endungselementen nachwirken. Schlegels Annahme der ursprünglichen Vollkommenheit der flektierenden Sprachen ist damit widerlegt; an

ihre Stelle tritt die Theorie des worttypologischen Wandels, die in der Formulierung J. Grimms vorgestellt sei:

[Es] [...] sind drei, nicht bloß zwei, staffeln der entwicklung menschlicher sprache anzusetzen, des schaffens, gleichsam wachsend und sich aufstellend der wurzeln und wörter, die andere des emporblühens einer vollendeten flexion, die dritte des triebes zum gedanken, wobei die flexion als noch nicht befriedigend wieder fahren gelassen [...] wird. es sind laub, blüte und reife frucht, die, wie es die natur verlangt, in unverrückbarer folge neben und hinter einander eintreten. [...] (Grimm 1851/1984: 87)

In der Theorie Bopps ist das Wesen- und-Akzidenz-Modell aufgegeben. Denn in den als akzidentuell geltenden Konjugationskategorien ist nicht nur logisch-semantic das Wesen des Verbs enthalten, sondern auch materiell das Verb *sein* verborgen, und die akzidentuelle Personalendung erweist sich als Subjekt und damit als einer der beiden konstituierenden Termini des Urteils. Das Wort- und-Paradigma-Modell bleibt zwar deskriptiv für einen bestimmten Sprachzustand gültig. Dieser Zustand wird aber erklärt durch Rekonstruktion der ehemals selbständigen Segmente, aus denen er infolge des Sprachwandels hervorgegangen ist. Die Kombination dieser Segmente ist historisch primär, die nur noch semantisch in Merkmale analysierbare materielle Ganzheit des Wortes dagegen sekundär.

## 7 "Item and Arrangement"

Der amerikanische Deskriptivismus verabsolutiert die seit Schottel festzustellenden Verfahren, Wörter in Teile zu segmentieren. Waren die Segmentierungen zunächst nur zusätzlich zum traditionellen Modell, nur für bestimmte "mechanische" Sprachtypen oder nur für historische Vorstufen flektierender Sprachen angezeigt, so werden sie jetzt zur universellen Methode der Wortanalyse. Das neue Verfahren, das sein Begründer L. Bloomfield auf die Prinzipien des strikten Behaviorismus, des Mechanismus, des Operationalismus und des Physikalismus zurückführt (vgl. Maas 1973: 83-84), mußte das Wort als primäre intuitiv vorgegebene Einheit ignorieren, so daß es zu einem "decline of the word" (Juillard/Roceric 1975) in der amerikanischen Sprachwissenschaft kam. Als neuer "archetypischer Bezugsrahmen" (Hockett 1954/1976, 303) wurde das "Item-and-Arrangement-Modell (IA)" bevorzugt, das Ch. Hockett so charakterisiert:

Man geht davon aus, daß jede Äußerung einer gegebenen Sprache vollständig aus einer bestimmten Menge kleinster, grammatisch relevanter Elemente besteht, den Morphemen, die in bestimmter Anordnung zueinander stehen.

Die Struktur einer Äußerung gibt man dadurch an, daß man die Morpheme und die Anordnung feststellt. (Hockett 1954/1976: 305)

Obwohl das IA-Modell am ehesten für isolierende und agglutinierende Sprachen geeignet ist, läßt es sich auch auf wenigstens teilweise noch flektierende Sprachen wie das Deutsche anwenden; man vergleiche dazu z. B. meinen eigenen Versuch (Linguistik I 1970: 70-97). Der Preis der Anwendung ist allerdings eine so komplexe Allomorphie, daß die Angemessenheit des Modells in Frage gestellt ist. So können z. B. die segmentierbaren Formen *-e*, *-er*, *-en*, *-s* in *Hunde*, *Kinder*, *Menschen* und *Autos* einem Morphem mit der Bedeutung 'Plural' zugeordnet werden. Man kann sie aber nur als Plural und nicht als Teil des Stamms wie in *Kunde*, als Wortbildungssuffix, das Nomina *agentis* ableitet, wie in *Finder* oder als Genitiv wie in *des Menschen* oder *des Hund(e)s* identifizieren, wenn man das ganze Wort (oder gar die ganze Konstruktion) ins Auge faßt; außerdem wäre die Einheit des Pluralmorphems bloß eine Bedeutungseinheit, der keinerlei Ähnlichkeit der materiellen Form entspricht. Noch problematischer wäre die Analyse von *gab* im Vergleich zu *sagte*. Während man für *sagte* noch mit einer gewissen Berechtigung die Segmente *sag-*, *'sagen'*, *-t*, *'Präteritum'* und *-e* '3. Ps. Sg. Ind.' ansetzen kann, müßte man bei *gab* entweder ganz auf eine Analyse verzichten und die Form als Schachtelrepräsentation auffassen oder z. B. ein Stamm-Morphem mit den Allomorphen *geb-* und *gab-* für 'geben', ein Ersetzungsmorph *a < e* für 'Präteritum' und ein Nullallomorph für '3. Ps. Sg. Ind.' annehmen. Im ersten Fall müßte man sowohl die intuitiv offenkundige Formverwandtschaft zwischen *geben* und *gab* und die Funktionsverwandtschaft zwischen *sagte* und *gab* ignorieren, und im zweiten Fall müßte man eine Ersetzung als Morph. bezeichnen, obwohl sie kein Segment in einer Lautfolge ist. Diese Probleme sind im Rahmen des Deskriptivismus selbst schon erkannt und diskutiert worden (vgl. Hockett 1954/1976: 319-321).

Das IA-Modell repräsentiert in der Typologie und in der Geschichte der Wortgrammatik eine Extremposition: Alle Morpheme sind als voneinander unterschiedene mögliche Segmente von Äußerungen vor der Grammatik gleich. Es gibt keine Wortgrammatik mehr, sondern nur noch Listen von Morphemen mit ihren Allomorphen auf der einen Seite und eine Syntax auf der anderen Seite, die die möglichen Konstruktionen und die Morpheme anführt, die in sie eintreten können. Die bei Dionysios Thrax faßbare traditionelle Gegenposition, das Wesen- und-Akzidenz-Modell ohne Flexionsparadigmen, das das Wort nur logisch-semantic in wesentliche und akzidentielle Merkmale analysiert, aber materiell überhaupt nicht erfaßt, ist damit vollständig ersetzt.



sche Experimente machen plausibel, "that words are entered into the mental lexicon as wholes, not as bits", daß sie aber sekundär analysiert werden können (Aitchison 1994: 130). Allerdings findet die Wiederentdeckung des Wortes in der Wortbildungs- und nicht in der Flexionslehre statt. Regelmäßige englische Flexionsendungen scheinen nicht als Teile des Worts gespeichert zu werden; wie es dagegen mit regelmäßigen, aber auf Teilklassen beschränkten Flexiven (z.B. den deutschen Pluralformen) aussieht, bleibt ungeklärt (vgl. Aitchison 1994: 126). Die Flexionsmorpheme widersetzen sich stärker als Ableitungssuffixe einer Interpretation als rechtsstehende Köpfe von X-bar-Konstruktionen. Die Auffassung, der Satz sei eine Expansion von I, d.h. der funktionalen Kategorie "Inflection" (Flexion), erinnert zwar an die Verbtheorie von Port Royal und F. Bopp, nach der die "Kopula" das eigentliche Verb ist. Sie ignoriert aber – wenn I nicht analytisch durch ein Hilfsverb realisiert wird – die Einheit des Wortes und kehrt das intuitive Verständnis von Kopf und Expansion ins Gegenteil um.

Diese Andeutungen mögen genügen. Der Weg der Grammatiktheorie führte nicht, wie man vor fünfundsiebenzig Jahren noch glauben konnte, linear vom Ganzen zu den Teilen, vom Wort zum Morphem und vom Inhalt zur Form. Das mechanische analytische Vorgehen des Deskriptivismus konnte zwar die Kenntnis der Sprachstruktur fördern, aber kein Endpunkt sein. Heute scheint der Weg wieder zurück über die Teile zum Ganzen, über das Morphem zum Wort und über die Form zum Inhalt zu führen, auch wenn er noch nicht zu Ende gegangen ist. Man darf gespannt sein, welche Elemente überlieferter Auffassungen in einem neuen Rahmen noch wiederentdeckt werden.

## Literatur

- Aitchison, Jean (1994): Words in the mind. An introduction to the mental lexicon. 2nd ed. Oxford.
- Aristoteles (1831-1870): Aristotelis Opera. Ex recensione I. Bekkeri ed. Academia Borussica. Berlin.
- Aristoteles (1922): Topik (Organon V), übers. E. Rolfes. Hamburg.
- Aristoteles (1970): Metaphysik. Schriften zur ersten Philosophie, übers. von F. F. Schwarz. Stuttgart.
- Aristoteles (1982): Poetik. Griechisch/Deutsch. Übers. und hrsg. von M. Fuhrmann. Stuttgart.
- Arnould, Antoine / Lancelot, Claude (1676): Grammaire générale et raisonnée. Troisième Édition Paris. [1. A. 1660, éd. critique 1966: Brekle, H., ed., Stuttgart-Bad Cannstadt].

## 8 Auf der Suche nach dem verlorenen Wort

Von der Extremposition des amerikanischen Deskriptivismus aus mußte die weitere Diskussion der Wortgrammatik wieder in die entgegengesetzte Richtung führen. Die verschiedenen Versuche, das aufgegebene Wort wiederzugewinnen, könnten Gegenstand einer eigenen Darstellung sein; ich beschränke mich hier auf Andeutungen:

8.1 Noch im Rahmen des Deskriptivismus hat Ch. Hockett auf das traditionelle WP-Modell hingewiesen und ein aus der Redeweise der historischen Grammatik abstrahiertes und dem IA-Modell weitgehend äquivalentes Item-and-Process-Modell (IP) diskutiert, das einige Schwächen des IA-Modells vermeidet. Wendet man z.B. auf die Stämme *geb-* und *sag-* den Prozeß der Präteritumbildung an, so leitet man die sekundären Einheiten *gab* und *sagt-* aus einer zugrundeliegenden Einheit ab, die man als Wort interpretieren könnte, und markiert diese Ableitung im einen Fall durch den Ablaut, im anderen Fall durch die Suffigierung (vgl. Hockett 1954/1976: 324-326). R. H. Robins hat vorgeschlagen, das IA-Modell der Syntax, das IP-Modell dagegen der Morphologie zuzuordnen, das Wort also durch eine besondere interne Strukturierung vom Satz abzugrenzen:

Process and arrangement both have their place in a grammatical description.  
Process is most naturally applicable to the morphological formation of words,  
and arrangement to the syntactical relations [...] (Robins 1959: 134)

8.2. Die generativ-transformationelle Grammatik N. Chomskys geht zunächst von der deskriptivistischen Morphemauffassung aus. Sie erzeugt Morphemketten, die bei Bedarf durch morphophonemische Regeln des Typs "*geb* + Präteritum → *gab*" modifiziert werden können (vgl. Chomsky 1957: 32-33). Erst die Standardtheorie (Chomsky 1965) schafft mit der Zielsetzung, die internalisierte Sprachkompetenz zu beschreiben, mit der Annahme von Lexikoneinträgen als Bündeln von phonologischen, semantischen und grammatischen Merkmalen, mit der Unterscheidung von Verzweigungs- und Subkategorisierungsregeln und mit der Bildung von "komplexen Symbolen" die theoretischen Voraussetzungen für die Rekonstruktion des Wortbegriffs, nimmt diese selbst aber noch nicht vor.

8.3. Die neueren "lexikalistischen" Versionen der generativen Grammatik nehmen zwar in Analogie zur Phrasenstruktur einen Aufbau des Wortes aus Teilen an, unterscheiden aber zwischen Phrasen- und Wortstrukturregeln und postulieren eine eigene Wortbildungskomponente der Grammatik (vgl. Olsen 1986). Psycholinguisti-

- Bopp, Franz (1816): Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache [...]. Frankfurt. [Neudruck Hildesheim 1975].
- Borsche, Tilman (1990): Quid est? Quot accidit? Notizen zur Bedeutung und Entstehung des Begriffs der grammatischen Akzidentien bei Donatus. In: Schlieben-Lange, B. / Ivo, H., eds.: Wortarten. Göttingen, S. 13-28.
- Chomsky, Noam (1957): Syntactic structures. The Hague.
- Chomsky, Noam (1965): Aspects of the theory of syntax. Cambridge, Mass. [Übers. 1969: Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt a. M.].
- Coseriu, Eugenio (1972): Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts. Ein Beitrag zur Kritik der sprachwissenschaftlichen Überlieferung. In: Hösle, J., ed.: Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte. Festschrift für Kurt Wais. Tübingen, S. 107-135.
- Dionysios Thrax (1883): *Dioysii Thracis ars grammatica*, editio Gustavus Uhlig. Leipzig. [Deutsch 1992: Das Lehrbuch des Grammatikers Dionysios, übers. von W. Kürschner. In: Weber, H., ed.: Formen der Grammatik. Tübingen (vervielf.), S. 1-17].
- Donatus, Aelius (1981): *Ars Donati grammatici urbis Romae. Édition critique*. In: Holtz, L.: Donat et la tradition de l'enseignement grammatical. Paris, S. 571-674. [Deutsch 1992: Die kleine Wortartenlehre des Donat, übers. von H. Weber. In: Weber, H., ed.: Formen der Grammatik. Tübingen (vervielf.), S. 18-35].
- Gauger, Hans-Martin (1970): Wort und Sprache. Sprachwissenschaftliche Grundfragen. Tübingen.
- Grimm, Jacob (1851/1984): Über den Ursprung der Sprache. In: Ders.: Reden in der Akademie. Berlin 1984, S. 64-100.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm u.a. (1984): Deutsches Wörterbuch. 33 Bände. Neudruck München. [1. A. Leipzig 1854-1960].
- Haarmann, Harald (1990): Universalgeschichte der Schrift. Frankfurt/New York.
- Haafengier, Ralf M. (1993): Vom Wort zum Morphem. Segmentierung und Klassifizierung in einigen älteren und neueren Grammatiken. Magisterarbeit Tübingen (Typoskript).
- Herder, Johann Gottfried (1772/1960): Abhandlung über den Ursprung der Sprache. In: Sprachphilosophische Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von E. Heintel. Hamburg, S. 1-87.
- Hindelang, Götz / Zillig, Werner, eds. (1976): Linguistische Frühchriften. Festgabe für F. Hundsnurscher. Münster (vervielf.).
- Hookett, Charles F. (1954/1976): Zwei Modelle für die grammatische Beschreibung. In: Bense, E. / Eisenberg, P. / Haberland, H., eds.: Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus. München, S. 303-331. [engl. 1954: Two models of grammatical description. Word 10, S. 210-234].
- Holtz, Louis (1981): Donat et la tradition de l'enseignement grammatical. Étude sur l'Ars Donati et sa diffusion (IVe-IXe siècle) et édition critique. Paris.
- Juillard, Alphonse / Roceric, Alexandra (1975): The decline of the word. Saratoga, Calif.

- Kohl, Matthias / Kranz, Betina (1992): Untermuster globaler Typen illokutionärer Akte. Zur Untergliederung von Sprechaktklassen und ihrer Beschreibung. In: König, P. P. / Wiegand, H., eds.: Sprechakththeorie. Münstersches Logbuch zur Linguistik 2 (1992), S. 1-44.
- Linguistik I (1970): Lehr- und Übungsbuch zur Einführung in die Sprachwissenschaft. Autorengruppe Bühler, H. / Fritz, G. / Herrlitz, W. / Insam, B. / Hundsnurscher, F. / Simon, G. / Weber, H. Tübingen.
- Maas, Utz (1973): Grundkurs Sprachwissenschaft, Teil I: Die herrschende Lehre. München.
- Matthews, P. H. (1974): Morphology. An introduction to the theory of word-structure. Cambridge.
- Nida, Eugene (1949): Morphology. The descriptive analysis of words. 2. A. Ann Arbor. [1. A. 1946].
- Olsen, Susan (1986): Wortbildung im Deutschen. Eine Einführung in die Theorie der Wortstruktur. Stuttgart.
- Platon (1957): *Kratylos*, übers. F. Schleiermacher. In: Sämtliche Werke, ed. W. Otto u.a. Band II, Hamburg, S. 123-181.
- Robins, Robert H. (1959): In defense of WP. In: Transactions of the Philological Society 1959, S. 116-144.
- Robins, Robert H. (1966): The development of the word class system of the European grammatical tradition. In: Foundations of language 2, S. 3-19.
- Schlegel, Friedrich (1808): Über die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Heidelberg. [Wieder 1975 in: Kritische Ausgabe, Bd. 8, hrsg. von Behler, E. / Struc-Oppenber, U. Paderborn/Zürich, S. 105-433].
- Schottelius, Justus Georg (1663): Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HaubtSprache. 2 Bde. Braunschweig. [Neudruck Tübingen 1967].
- Thomas von Erfurt (1972): Thomas of Erfurt, *Grammatica speculativa*. An edition with translation and commentary by G. L. Bursill-Hall. London.
- Weber, Heinrich (1973): Synplemikum II: Morphemik. In: Alkhaus, H. P. / Henne, H. / Wiegand H. E., eds.: Lexikon der germanistischen Linguistik. Tübingen, S. 163-175. [2. A. 1980: Morphemik, 159-169].
- Weber, Heinrich (1987): Die Ausbildung der deutschen Grammatik (einschließlich der niederländischen). In: Ahlquist, A., ed.: Les premières grammaires des vernaculaires européens (HEL: Histoire Épistémologie Langage 9/1), S. 111-133.
- Weber, Heinrich (1989): "Phonè semantike". Zur Geschichte und Problematik semantischer Wortdefinitionen. In: Reiter, N., ed.: Sprechen und Hören. Akten des 23. Linguistischen Kolloquiums, Berlin 1988. Tübingen, S. 389-398.
- Weber, Heinrich (1990): Zur Geschichte eines pragmatischen Wortbegriffs. In: Bahner, W. / Schildt, J. / Viehweger, D., eds.: Proceedings of the 14th International Congress of Linguists III. Berlin/GDR 1987. Berlin, S. 2727-2730.